

Thäler unter sich verbunden, allein das Wasser fließt im Frühling nicht nach Norden sondern nach Süden und zuletzt nach Südwest in die Steppe hinein. Auf den ältern Karten sind sie so dargestellt, als ob sie alle ihren Abfluss nach Norden hätten. Allein die südlichsten in der Reihe dieser Seen sind mit den andern wohl seit der Zeit, als dieser Boden trocken wurde, wahrscheinlich gar nicht in Verbindung gewesen. Dagegen sind die mittlern und nördlichen noch jetzt durch ein deutliches Thal verbunden. Wären die ältern Nachrichten ganz zuverlässig, so müßte man aus ihnen schliessen, dafs in dem Verlaufe dieser Thäler eine Hebung stattgefunden habe, die jetzt den Wasserlauf theilt.

Dafs an den Ufern des Kaspischen Meeres Hebungen und Senkungen im kleinen Maafsstabe vor sich gehen, scheint mir unzweifelhaft. Der Boden, auf dem die Stadt Baku steht, scheint seit dem Anfange dieses Jahrhunderts sich zu heben. Ich habe andere Personen als Lenz vor sich hatte, über die Zustände vor 50—60 Jahren befragt und dieselben Schilderungen erhalten. Lenz berechnet aus den von ihm gesammelten Nachrichten, dafs der Wasserspiegel des Meeres seit Ende des vorigen Jahrhunderts wenigstens um 10 Fufs bis zum Jahre 1830 gesunken ist. Nach dem Nivellement von Abich stand das Meer im Jahre 1852 noch um 3 Fufs tiefer. Allein ein Salzsee bei Tjukkaragan (dem jetzigen Mangischlak) beweist, dafs das Meer nicht so tief abgenommen haben kann. Die Abscheidung dieses See's vom Meere ist kaum 10 Fufs hoch, doch kommt er schon auf einer Karte von Gmelin vor, und die Eingebornen wissen von keiner Zeit, wo dieser See mit dem Meere in Verbindung war. Dagegen beweist das berühmte ins Meer versunkene Karawanserai, 2 Werst von Baku, eine locale Senkung. Man hat zwar zu beweisen gesucht, dafs um die Zeit der Erbanung des Karawanserai das Meer um einige Klafter tiefer stand. Allein dagegen spricht die Bildung der persischen Küsten. Auch geben die ältesten Nachrichten über Astrachan dieser Stadt keine so große Entfernung vom Meere, als sie gehabt haben müßte, wenn das Meer ein paar Klafter niedriger stand.

Die Pschawen und Chewsurier im Kaukasus.

In den Memoiren des Kaukasischen Filials der Russischen Geographischen Gesellschaft (3. Heft, Tiflis 1855) findet sich eine sehr detaillirte Schilderung zweier der am wenigsten bekannten Völkerschaften des Kaukasus, der Pschawen und Chewsurier, die, obwohl unter russischer Herrschaft, ihre nationalen Sitten und Gebräuche in ursprünglicher Frische bewahrt haben. Der Verfasser des Artikels, den wir hier im Auszuge folgen lassen, ist ein Fürst Eristow.

Der von den Pschawen und Chewsuriern bewohnte District gränzt im Norden an das Land der Tschetschenzen, im Osten an Daghestan, im Süden an den Tifliser Kreis. Beide Völkerschaften reden fast denselben Dialekt der grusischen Sprache, deren alterthümliche Wortformen sie beibehalten haben, die aus der Conversationssprache der jetzigen Grusier längst verschwunden sind, so dafs sie von den letzteren kaum verstanden werden. Die Sprache der Pschawen und Chewsurier liefert den augenscheinlichen Beweis, dafs sie in die Berge, die sie

jetzt bewohnen, von Süden, aus Grusien, eingewandert sind, allem Vermuthen nach um dort eine Zuflucht vor den türkischen und persischen Invasionen zu suchen. Der kleine Landstrich, in dem sie sich niedergelassen haben, und der nicht über 80 Quadratmeilen im Umfang hat, bietet alle Stufen des Ueberganges vom Schnee und Eis den Bergeshöhen bis zu einem tropischen Klima in den Thälern dar, in welchen Mandel- und Myrthenbäume wachsen.

In dunkler Erinnerung an den Glauben, den sie aus Grusien mitgebracht, nennen die Pschawen und Chewsurier sich noch immer Christen und halten es für eine tödtliche Beleidigung, wenn ihnen Einer diesen Namen verweigert; indessen sind alle christlichen Lehrsätze bei ihnen in rohem Aberglauben und Vielgötterei untergegangen. Sie verehren das Kreuz, die Apostel Peter und Paul, den Erzengel Michael, beten aber zugleich den Gott des Ostens, den Gott des Westens, den Gott der Seelen und neben ihnen auch den Gott Christus an. Außerdem haben sie einen Geist der Erde, Geister der Eichen, der Berge etc.; das Andenken an die berühmte grusische Königin Tamara wird durch eine Göttin dieses Namens erhalten, welche für die Beschützerin der Menschen gilt. Von ihren Gebeten tragen manche, obschon in hohem Grade verstümmelt, die Spuren des Christenthums an sich. Gleich den Armeniern essen sie keine Hasen und gleich den Muselmännern kein Schweinefleisch; wie die Juden feiern sie den Sonnabend, achten aber auch wie die Muselmänner den Freitag und wie die Christen den Sonntag. In einigen Götzentempeln finden sich Krenze, aber am meisten verehrt das Volk einen in Silber gefassten Stock, mit einem Tuchlappen umwickelt und mit einer silbernen Kugel und einer eisernen Zwinge verziert; es ist dies die Droscha, eine Art Fahne. Jeder Tempel ist mit einer solchen Droscha versehen, und außerdem mit einem kupfernen Kessel, in welchem an Feiertagen Bier gekocht wird; doch hat man auch silberne Gefäße, mitunter sogar von großem Werth. Einzelne Tempel sollen für 20,000 Rubel Silberzeug besitzen. Uebrigens sind die Tempel für das Volk unzugänglich; nur den Priestern ist der Eintritt gestattet. Neben den Priestern spielen auch Zauberer und Hexen eine bedeutende Rolle.

Der Zeitpunkt der in ihrer alten Heimath beobachteten religiösen Feierlichkeiten, der großen Fasten, des Osterfestes u. s. w., ist diesen verwilderten Nachkommen der Grusier noch bekannt, obwohl sie deren Sinn vergessen haben. Sie glauben, daß die Gewitter von Elia (dem Propheten Elias), der auf einem feurigen Wagen durch den Himmel fährt, gesendet werden und bitten ihn um Regen; allein sie haben auch ein anderes Mittel, um ihr Land vor Dürre zu schützen: sie „ackern den Regen“ — eine Ceremonie, die darin besteht, daß Mädchen sich vor einen Pflug spannen, ihn in den Fluß hineinschleppen und das Ufer entlang ziehen, indem sie selbst bis zum Gürtel im Wasser gehen. Auch eine Art von Carneval findet unter ihnen statt: in der Woche vor den großen Fasten läuft man in nach außen gekehrten Pelzen durch die Strafen und bedeckt sich das Gesicht statt der Maske mit einem Stück Filz. Aufser Besprechungen und Zauberkünsten giebt es auch einfachere Mittel, verschiedene Krankheiten auf ein ganzes Jahr von sich fernzuhalten. Man hat nur nöthig, diesen oder jenen Zugvogel zu „besiegen“, d. h. ihn zum ersten Male nach seiner Rückkehr im Frühling unter bestimmten Bedingungen zu erblicken. Wenn man z. B., nachdem man sich ge-

kämmt, zum ersten Male den Wiedehopf sieht, so wird man das ganze Jahr von Kopfschmerz befreit sein. Wenn man den ersten Frühlingsdonner hört, muß man schnell nach einem Steine greifen und sich damit auf den Rücken schlagen, mit den Worten: „Stärke dich, Rücken!“ Wer dies gethan, wird das ganze Jahr keine Schmerzen im Kreuz fühlen. Wenn man es zum ersten Male im Frühling blitzen sieht und dabei ein Stück Eisen zwischen den Zähnen hält, so ist man vor Zahnschmerzen sicher.

Die Feste beginnen mit Opferungen und Gebeten, nach welchen Priester und Volk einen gemeinschaftlichen Schmaus halten. Die Speisen werden von den Laien geliefert und zum Theil auch das Bier; zum Theil aber wird letzteres in dem Tempel unter der Aufsicht eines Beamten gebraut, der Dasturi heißt. Das Amt eines Dasturi wird der Reihe nach von allen Gemeindemitgliedern verwaltet. Er lebt das ganze Jahr hindurch in dem Tempel und darf während dieser Zeit nicht nach Hause gehen oder seine Frau besuchen, und überhaupt mit Niemand sprechen außer den Priestern, um sich nicht zu verunreinigen. Seine einzige Nahrung ist Wasser und Brod. Einmal in der Woche muß er sich, wie auch das Wetter sein mag, im Flusse baden, zu welchem er sich auf einem eigens für ihn bestimmten Fufssteige begiebt, den kein Anderer betreten darf.

Bei den Chewsuriern werden die Mädchen schon in der Kindheit verlobt; die Hochzeit findet aber erst statt, wenn sie ihr zwanzigstes Jahr erreicht haben. Der Bräutigam schickt alsdann Freiwerber, die sich heimlich in die Wohnung der Braut schleichen müssen. Anfangs weigern sich die Aeltern, sie an die Freiwerber auszuliefern, aber bald vereinigt man sich zu einem Schmaus und die Braut wird hierauf nach dem Hause des Bräutigams geleitet, der sich unterdessen bei einem Nachbar versteckt hält. Der Braut folgen, einer nach dem anderen, ihre Verwandten. Der Bräutigam wird aus seinem Versteck hervorgeholt und muß sich neben der Braut bei einem Feuer niedersetzen, das man in der Mitte des Zimmers anmacht, wobei man Sorge trägt, dafs der Rauch dem Brautpaar gerade in's Gesicht wehe. Der Priester liest Gebete, legt der Braut und dem Bräutigam Speisen und Bier vor und giebt jedem von ihnen ein Wachlicht in die Hand. Dann erheben sie sich; der Priester durchsticht ihnen mit einer Nadel die Rockschöße und schließt mit einem Gebet. Nach Beendigung dieser Ceremonie halten die Neuvermählten sich vierzehn Tage lang von einander entfernt und reden nicht einmal zusammen. Alsdann begiebt sich die junge Frau auf weitere vierzehn Tage in's älterliche Haus, und erst nach ihrer Rückkehr beginnt das eheliche Zusammenleben. Es gilt für eine Schande, wenn die Frau vor Ablauf von drei Jahren nach der Hochzeit gebiert. Ebenso hält man es für eine Verletzung des Anstandes, wenn der Mann nach den ersten drei Tagen in einem Zimmer mit seiner Frau schläft. Bei den Pschawen sind die Hochzeitsgebräuche einfacher.

In der Leichtigkeit, mit der die Ehebündnisse aufgelöst werden, gleichen sich beide Völker. Der Mann kann seine Frau verstofsen, sobald es ihm gutdünkt, und weder ihm noch ihr gereicht dies zur Schande. Er sucht sich ohne Verweilen eine andere Frau und sie einen anderen Mann. Bei der außerordentlichen Rohheit der Sitten ist die Frau nichts weiter als eine Sklavin, obwohl die Ehen oft aus Liebe geschlossen werden. Freundlich oder sanft mit der Frau umzu-

gehen, ist für den Mann eine Schmach. Die Kinder aber werden von den Aeltern zärtlich geliebt und nicht selten verzogen.

Eine schwangere Frau bemüht sich, ihren Zustand so lange als möglich zu verbergen. Nicht nur sie, sondern auch ihr Mann wird von allen Festlichkeiten ausgeschlossen; sie sind beide unrein. Wenn die Zeit der Entbindung sich nähert, so verläßt die Frau ihre Wohnung, oder wird vielmehr aus derselben fortgejagt, und zieht sich nach einer etwa eine Werst von dem Dorfe gelegenen Hütte zurück, wo sie ganz allein ohne alle Hilfe gelassen wird. Ist die Entbindung schwer, so erfährt man es nur durch das Angstgeschrei der Wöchnerin; die Männer schleichen sich dann in die Nähe der Hütte und feuern ihre Gewehre ab, um die Unglückliche zu erschrecken und dadurch, nach ihrer Meinung, die Geburt zu erleichtern. Am Tage nach der Entbindung bringt man ihr Brod und legt es am Eingang der Hütte nieder, ohne dieselbe jedoch zu betreten. In dieser Einsamkeit verbringt die Kindbetterin vierzig Tage und kehrt dann in das Dorf zurück, aber nicht nach Hause; sie und das Kind werden noch immer für unrein gehalten und müssen zur vollständigen Reinigung vierzehn Tage in einem besonderen Gebäude zubringen.

Wenn ein Kranker stirbt, so wird er augenblicklich aus der Sakla in den Hof geschleppt, damit die Wohnung nicht durch den todtten Körper verunreinigt werde. Für die Trauerceremonien hat man eigene Klageweiber, die in Verbindung mit den weiblichen Verwandten des Todten ein furchtbares Geschrei und Geheul erheben, das weit und breit wiedertönt. Bei der Leichenfeier finden kriegerische Spiele mit Wettrennen und Scheibenschiefen statt. Nach Beendigung derselben rauchen die Anwesenden eine Pfeife Machorka ¹⁾ für die ewige Ruhe des Verstorbenen. Fünf Wochen später und wiederum nach Jahresfrist wird ein ähnliches Todtenfest begangen.

Die Chewsurier sind höchst brutal und anmaßend und halten sich für das tapferste Volk in der Welt. Sie werden in der That von den benachbarten Tschetschenzen sehr gefürchtet und man erzählt sich im Kaukasus viel von ihren Heldenthaten. Einst sollen die Bewohner zweier Dörfer, 50 Mann an der Zahl, den Angriff einer 10,000 Mann starken Schaar zurückgeschlagen haben. Ein anderes Mal vertheidigten sich 60 Chewsurier drei Tage lang gegen 5000 Feinde und nöthigten sie zum Rückzuge. Ohne Zweifel ist bei diesen Geschichten ein gutes Maß orientalischer Uebertreibung im Spiel, aber sie zeigen doch wenigstens, welchen hohen Begriff man sich von der Unerschrockenheit der Chewsurier macht. Auch die Pschawen sind wegen ihrer Tapferkeit berühmt.

Die Häuser der in den Bergen lebenden Chewsurier und Pschawen sind aus Quadersteinen ohne Kitt gebaut und bestehen aus zwei bis drei Stockwerken. Bei den Thalbewohnern sind die Hütten aus Baumstämmen zusammengefügt. Die einen wie die andern sind gleich räucherig, schmutzig, mit Ungeziefer angefüllt, und die von den Hausthieren, die mit den Menschen unter einem Dache leben, verbreiteten Ausdünstungen flößen sogar denjenigen Ekel ein, die an die Lebensweise der übrigen Eingeborenen Transkaukasiens gewöhnt sind. Ihre Nahrung ist eben so unappetitlich. Sie ziehen in Verwesung übergehendes Fleisch

¹⁾ Eine an der kaukasischen Linie gebaute, sehr kräftige Sorte Taback.

dem frischen vor, und wenn sie ein Thier schlachten, sammeln sie das Blut, lassen es gerinnen und einsäuern, kochen es und verzehren es dann mit dem größten Behagen.

Der Ackerbau befindet sich bei diesen Stämmen in dem traurigsten Zustande, theils weil es an urbarem Lande fehlt, das man nur hier und da zwischen nackten Felsen und Schluchten antrifft, theils in Folge der Trägheit, die den gemeinschaftlichen Charakterzug aller halbwildern Völkerschaften bildet. Die Felder werden von den Männern bestellt; alle übrigen Arbeiten müssen die Frauen verrichten. Die Heuschläge sind im Allgemeinen recht gut, die Viehzucht ziemlich blühend, namentlich bei den Pshawen, unter welchen man auch wohlhabende Leute findet. Wie arm übrigens ein Chewsuri oder Pshawe auch sein mag, er bittet nie um Almosen. Die Gastfreiheit ist bei ihnen allgemein. Dem Gaste wird nicht nur das Beste gereicht, was man im Hause hat: der Wirth kniet sogar vor ihm nieder, bedient ihn eigenhändig, spielt zu seiner Unterhaltung die Pandore und singt ihm Lieder vor. Nachdem sich der Gast satt gegessen und getrunken, steht er auf, läßt den Wirth Platz nehmen und bedient ihn seinerseits in ähnlicher Weise.

Sowohl bei den Pshawen als den Chewsuriern herrscht die Sitte des Fraternisirens. Wer mit einem Anderen Brüderschaft schließt, schabt eine Silbermünze in kleine Späne und wirft sie in einen Becher Wein, worauf Beide dreimal einen Schluck trinken, und von diesem Augenblicke an sind sie Freunde auf Leben und Tod. Außer dem Brüderschaftstrinken ist es auch gebräuchlich, mit Mitgliedern eines feindlichen Stammes Kugeln zu wechseln, und ein Chewsuri oder Pshawe würde eher sterben, als auf den schießen, mit dem er diesen Tausch vollzogen hat.

Die Blutrache ist bei ihnen im vollen Schwunge. Die Richter werden von den Gemeinden gewählt und sind in der Regel Greise. Die Gerichtssitzungen finden öffentlich statt; Kläger und Beklagte werfen sich auf die Kniee und setzen ihre Sache auseinander. Der Ausspruch des Richters ist unwiderruflich. Schwierige Fälle werden dadurch entschieden, daß einem der Prozessirenden befohlen wird, seine Aussage zu beschwören. Die als schuldig Erkannten werden zu Geldstrafen verurtheilt, deren Betrag durch das Herkommen genau bestimmt ist.

Schließlich erfahren wir aus dem Berichte des Fürsten Eristow, daß das Christenthum sich unter diesen ihm so lange entfremdeten Völkerschaften allmählig wieder Bahn zu brechen anfängt. Die russische Regierung hat mehrere Kirchen im Lande erbauen lassen, und vor Kurzem ist auch die erste Schule angelegt worden, in welcher 50 Knaben Unterricht empfangen. L.

Die Zigeuner in Aegypten und Vorder-Asien.

Zu den ethnographischen Problemen, welche bis jetzt noch nicht genügend gelöst sind, gehört die Frage über die Abstammung der Zigeuner, und wenn gleich neuere Forscher, wie namentlich Pott, das vorhandene Material mit großem Fleiße und scharfer Kritik zusammengestellt haben, so fehlt doch in der Kette

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1857

Band/Volume: [NS 2](#)

Autor(en)/Author(s): Anonymus

Artikel/Article: [Die Pschawen und Chewsurier im Kaukasus 74-78](#)